Insel

Gustave Flaubert

Reise in den Orient

insel taschenbuch 1866
Gustave Flaubert
Reise in den Orient

Gustave Flaubert, geboren am 13. Dezember 1821 in Rouen, ist am 8. Mai 1880 in Croisset bei Rouen gestorben.

Den Notizen des jungen Gustave Flaubert von jener abenteuuerlichen Reise, die ihn von Oktober 1849 bis Juni 1851 zusammen mit dem Journalisten Maxime Du Camp bis nach Nubien, Damaskus und Konstantinopel führte, kommt eine herausragende Bedeutung für die Ausprägung einer Ästhetik der Modeme zu. Belegen sie einerseits das durch Napoleons Ägyptenfeldzug ausgelöste wissenschaftliche Interesse an den frühen Hochkulturen des Nillandes, so betreiben sie andererseits die Ausstattung des Orients zum mythischen Schauplatz aller verlockenden, archaischen bzw. »barbarischen« Andersartigkeit, deren Verbannung aus dem Leben der industrialisierten Gesellschaften Europas Kunst und Literatur zunehmend beklagen.

Dieses neben Nervals Reisebildern unmittelbarste und ausführlichste Dokument der Orient-Wahrnehmung durch die französische Literatur des 19. Jahrhunderts besticht durch seine illusionslose Aufzeichnung jener sinnlichen Extreme, die in den großen Romanen *Salammbô* und *Die Versuchung des heiligen Antonius* zu höchster poetischer Dichte ausgestaltet werden.

Die in den vorliegenden Band aufgenommenen Fotografien Maxime Du Camps von dieser Reise veranschaulichen als frühe Meisterleistungen des neuen Mediums einen inzwischen unwiederbringlichen Zustand der Tempelruinen und Landschaften des Vorderen Orients.

GUSTAVE FLAUBERT
REISE IN DEN ORIENT

ÄGYPTEN · NUBIEN
PALÄSTINA · SYRIEN · LIBANON

Aus dem Französischen
von Reinhold Werner und André Stoll

Mit Fotografien von Maxime Du Camp,
einem Register und einem Nachwort

Herausgegeben von
André Stoll

INSEL VERLAG

Klimaneutral
Druckprodukt
ClimatePartner.com/14438-2110-1001

5. Auflage 2024

Erste Auflage 1996
insel taschenbuch 1866
© 1996, Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von hißmann, heilmann, hamburg
Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-33566-5

www.insel-verlag.de

ÄGYPTEN · NUBIEN

Oktober 1849 - Juli 1850

ABREISE

Geschrieben nach der Rückkehr, in Anlehnung
an die Reisenotizen

Ich bin am Montag, den 22. Oktober 1849, aus Croisset abgefahren. Unter den Leuten des Hauses, die mir bei der Abfahrt Lebewohl sagten, war Boissière, der Gärtner, der einzige, wie mir schien, der wirklich bewegt war. Mir selbst war es zwei Abende zuvor so ergangen, samstags, als ich meine Schreibfedern wegräumte (die, mit der ich hier schreibe, war auch dabei) und meine Schränke schloß. Das Wetter war weder schön noch schlecht. Meine Schwägerin kam mit ihrer Tochter zur Eisenbahn mir Lebewohl sagen. Bouilhet war auch da, ebenso der junge Louis Bellangé, der während meiner Reise gestorben ist. Im selben Waggon wie wir, mir gegenüber, saß das Dienstmädchen des Herrn Präfekten des Departements Seine-Inférieure, eine kleine Schwarze mit Kraushaar.

Am Tage darauf dinierten wir bei Monsieur Cloquet. Leserrec war schon dort. Meine Mutter war während der ganzen Zeit des Diners traurig. Abends traf ich mich wieder mit Maurice in der Komischen Oper und sah mir dort einen Akt lang die *Rosenfee* an; im Stück kam ein Türke vor, dem man Ohrfeigen verabreichte.

Hamard war darüber erstaunt, daß ich in den Orient reisen wollte, und fragte mich, warum ich nicht lieber in Paris bliebe, um mir Molière anzuschauen oder André Chénier zu studieren.

Am Mittwoch sind wir um 4 Uhr nach Nogent aufgebrochen.

Vater Parain ließ lange auf sich warten; ich fürchtete, wir würden den Zug versäumen, das wäre mir als ein

schlechtes Omen erschienen. Schließlich traf er ein; in der Hand hielt er einen Sonnenschirm für seine Enkelin. Ich bestieg mit Eugénie ein Kabriolett; dem Fiaker folgend, durchquerten wir ganz Paris und kamen rechtzeitig bei der Bahn an.

VON PARIS NACH NOGENT – nichts; mir gegenüber im Waggon ein Herr mit weißen Handschuhen. Abends Familienumarmungen.

Der darauffolgende Tag, Donnerstag, gräßlich, der schlimmste von allen, die ich je erlebt habe. Ich sollte eigentlich erst am übernächsten Tag abreisen, doch ich entschloß mich, gleich abzureisen, ich hielt es nicht mehr aus: (endlose!) Spaziergänge mit meiner Mutter durch den kleinen Garten. Ich hatte die Abreise auf fünf Uhr festgesetzt, der Zeiger rückte einfach nicht vor, meinen Hut hatte ich im Salon bereitgelegt und meinen großen Reisekoffer vorausgeschickt; ich hätte mir nur einen Ruck geben müssen. Was die Besuche aus den Bürgerkreisen betrifft, so erinnere ich den von Madame Dainez, der Vorsteherin der Briefpost, und den von Monsieur Morin, dem Vorsteher der Pferdepost, der mir durch das Gitter die Hand drückte und dabei sagte: »Sie werden ein großes Land kennenlernen, eine große Religion, ein großes Volk« usw. und noch eine Menge ähnlicher Phrasen.

Endlich habe ich mich davongemacht. Meine Mutter saß in einem Sessel gegenüber dem Kamin; während ich sie streichelte und ihr gut zusprach, küßte ich sie auf die Stirn, stürzte dann zur Tür, ergriff im Speisezimmer meinen Hut und lief raus. Was für einen Schrei sie ausstieß, als ich die Tür zum Salon schloß! Er erinnerte mich an den, den ich von ihr beim Tode meines Vaters gehört hatte, als sie dessen Hand ergriff.

Meine Augen blieben trocken, mein Herz war ver-

krampft, kaum Rührung, wenn nicht aus Nervosität, einer Art Wut, mein Blick mußte wohl hart sein. Ich zündete eine Zigarre an, und Bonenfant gesellte sich mir zu. Er sprach von der Notwendigkeit, von der Schicklichkeit, ein Testament aufzusetzen, eine Vollmacht dazulassen; meiner Mutter könnte ja in meiner Abwesenheit ein Unglück zustoßen. Niemals habe ich ein solches Haßgefühl gegen jemanden empfunden wie gegen ihn in jenem Augenblick. Gott wird ihm sicherlich das Leid, das er mir zugefügt hat, verziehen haben, doch die Erinnerung daran wird deswegen in mir nicht verlöschen. Er brachte mich zur Verzweiflung, ich vertrieb ihn auf höfliche Art.

Am Bahnhofseingang ein Pfarrer und vier Nonnen: schlechtes Omen! Den ganzen Nachmittag über hatte ein Hund aus der Nachbarschaft schauerlich geheult. Ich beneide die starken Naturen, die in solchen Augenblicken auf so etwas nicht achten.

Vater Parain dagegen sagte nichts: der Beweis für ein großmütiges, gutes Herz. Ich bin ihm für sein Schweigen dankbarer als für einen großen Gefallen.

Im Wartesaal befand sich ein Herr (in Geschäftsbeziehungen mit Bonenfant), der das Los der Hunde in der Eisenbahn beklagte, »sie kommen dort mit unbekannten Hunden zusammen, die Flöhe auf sie übertragen; die kleinen werden von den großen gewürgt; man würde lieber etwas mehr zahlen« usw.

Eugénie kam weinend herbeigelaufen: »Monsieur Parain, Madame ruft nach Ihnen, sie hat einen Anfall!« – und so sind sie fortgegangen.

VON NOGENT NACH PARIS – welch eine Reise! Ich schloß die Fenster (ich war allein), hielt mir ein Taschentuch vor den Mund und begann zu weinen. Die Laute meiner Stimme (sie erinnerten mich einige Male an Dorval) brachten mich

wieder zu mir; dann ging es von neuem los. Irgendwann fühlte ich, wie sich mir der Kopf drehte, und ich bekam Angst: »Nur mit der Ruhe! Nur mit der Ruhe!« Ich öffnete das Fenster: in Wasserlachen glänzte der Mond, um den Mond herum Nebel; es war kalt. Ich stellte mir meine Mutter vor, verkrampft und mit herabgezogenen Mundwinkeln weinend . . .

IN MONTEREAU bin ich ausgestiegen und habe am Büfett drei oder vier Gläschen Rum getrunken, nicht um mich zu betäuben, sondern um überhaupt etwas, irgendeine Handlung zu tun.

Meine Traurigkeit nahm jetzt eine andere Gestalt an: ich hatte den Einfall zurückzufahren (an allen Stationen zögerte ich und wollte aussteigen; die Angst, als Feigling zu gelten, hielt mich zurück), und ich stellte mir Eugénies Stimme vor, die rief: »Madame, das ist Monsieur Gustave!« Diese unermeßliche Freude hätte ich ihr ohne weiteres sofort machen können, es lag nur an mir, und ich wiegte mich in dieser Vorstellung; ich war gebrochen, und daran erquickte ich mich.

ANKUNFT IN PARIS. Endloses Warten auf das Gepäck. Ich durchquere Paris über den Marais und komme an der Place Royale vorbei. Ich mußte mich indessen entscheiden, noch vor der Ankunft bei Maxime; er war nicht da. Aimée empfängt mich, sie macht sich am Feuer zu schaffen. Maxime kommt um Mitternacht heim, ich war matt und unentschlossen. Er stellte mich vor die Wahl; der feste Entschluß bewirkte, daß ich nicht nach Nogent zurückfuhr. Ich habe ihn hier, diesen Brief (habe ihn gerade wieder gelesen, er läßt mich kalt), geschrieben um ein Uhr morgens, nach einem ganzen Abend des Schluchzens und einer Zerrissenheit, wie sie mir noch keine Trennung ver-

ursacht hatte; das Papier hier sagt über einen auch nicht mehr als irgendein anderes aus, und die Buchstaben sind wie die anderen Buchstaben aus ganz anderen Sätzen! Zwischen dem Ich des heutigen Abends und dem Ich jenes Abends liegt ein Unterschied wie der zwischen einem Leichnam und dem Chirurgen, der ihn seziert.

An den beiden darauffolgenden Tagen lebte ich in vollen Zügen, Fressen, Saufen, Huren; die Sinne sind nicht weit von der Zärtlichkeit entfernt, und meine armen, auf so grausame Weise gemarterten Nerven hatten ein wenig Entspannung nötig.

Tags darauf, Freitag, in der Oper, *Der Prophet*. Neben mir der Perser (wie gern hätte ich ihn zum Freund gemacht, daß er zu mir spräche!) und zwei Bourgeois, ein Gatte mit seiner Frau, die versuchten, den Handlungsfaden des Stückes zu erraten. Im Parkett erspähe ich den alten Bourguignon rot vor Geilheit beim Beschauen der Tänzerinnen. Im Foyer Piédelieux und Ed. Monnais getroffen.

Wie gut mir Madame Viardot getan hat! Hätte ich nicht befürchten müssen, lächerlich zu erscheinen, ich hätte gebeten, sie umarmen zu dürfen. Sei gesegnet, armes Herz, solange du schlägst, für die Wonne, die du in das meinige gegossen hast!

Tags darauf, Samstag, Besuch von Hennet, Kesler und Fovard bei Maxime; es wird über Sozialismus geredet.

Abschied von Madame Pradier auf ihrer Treppe.

Am Sonntagmorgen gehe ich zur Eisenbahn, Bouilhet zu empfangen. Von der Holzbrücke aus, die den Bahnhof überquert, sehe ich, wie der Zug ankommt. – Besuch bei Cloquet, bei dem sich Pradier mit Sohn befindet, in dessen Gegenwart er anstößige Reden führt. – Besuch bei Gautier, den wir zum Essen einladen. – Spaziergang mit Bouilhet nach Saint-Germain-des-Près und zum Louvre (Ni-

nive-Galerie). – Abends Diner bei den *Drei provenzalischen Brüdern* im grünen Salon, L. de Cormenin, Théophile Gautier, Bouilhet und ich. – Nach dem Diner ich und Bouilhet bei der Guérin. Er verabredet sich mit Antonia für den 1. Mai 1851, zwischen 5 und 6 vor dem *Café de Paris*; sie mußte es sich aufschreiben, um es nicht zu vergessen. Ich habe das Rendezvous versäumt, ich war noch in Rom, doch wüßte ich gern, ob sie erschienen ist. Wenn ja (was mich erstaunen würde), gäbe mir das eine hohe Vorstellung von den Frauen.

Maxime verbringt einen Großteil der Nacht damit, Briefe zu schreiben; Bouilhet schläft auf seinem schwarzen Bärenfell; am nächsten Morgen bringe ich ihn wieder zur Eisenbahn nach Rouen; wir umarmen uns, bleich; er verläßt mich, ich mache kehrt. Gott sei Dank! Es ist geschafft, keine Trennung mehr von niemandem, mein Herz ist um ein großes Gewicht leichter!

Bei Maxime herrscht Durcheinander, seine Möbel werden ausgeräumt, Freunde kommen, um ihm Lebewohl zu sagen. Cormenin, der auf einem Tisch sitzt, ertrinkt in seinen Tränen; Fovard ist am starrsten; Guastalla weint, den Zwicker auf der Nase: »Nur zu, paßt gut auf euch auf!« Welch ganz anderes Gefühl hat er dann wenig später demselben Freund entgegengebracht! Ist es möglich, daß eine Kleinigkeit eines Menschen Herz so verändern kann?

Ich füge hier ein paar Seiten ein, die ich auf dem Nil, an Bord unserer Canja geschrieben habe. Ich hatte die Absicht, meine Reise abschnittweise niederzuschreiben, in Form kleiner Kapitel, nach Maßgabe der Zeit: das war nicht durchführbar; ich mußte darauf verzichten, sobald der Chamsin vorübergezogen war und wir die Nase wieder nach draußen stecken konnten.

Ich hatte dies *Die Canja* betitelt.

AN BORD DER CANJA

I

6. Februar 1850. »An Bord der Canja«. Ich glaube, es war am 12. November des Jahres 1840. Ich war achtzehn Jahre alt. Ich kam aus Korsika (meiner ersten Reise) zurück. Die Niederschrift des Reiseberichts war abgeschlossen, und – ohne sie eigentlich zu sehen – betrachtete ich ein paar Blätter Papier, die über den Tisch ausgebreitet waren und mit denen ich nichts mehr anzufangen wußte. Soweit ich mich erinnere, war es Briefpapier von blauer Tönung, das noch heftweise aufgeteilt war, damit die Schnüre meiner Reisemappe es besser zusammenhielten.

Sie waren in Toulon gekauft worden, an einem jener Morgen voll literarischem Hunger, an denen es so aussieht, als sei der Hunger groß genug, um sich über irgend etwas maßlos zu verbreiten. Ich warf noch einen langen Abschiedsblick auf die geschwärzten Seiten, dann stieß ich sie beiseite, rückte meinen Stuhl vom Tisch und stand auf. Danach ging ich im Zimmer auf und ab, die Hände in den Hosentaschen, den Hals zwischen den Schultern, die Füße in meinen Hausschuhen, das Herz in Traurigkeit.

Ich hatte es geschafft. Ich hatte die höhere Schule hinter mir. Was sollte ich tun? Ich hatte viele Pläne, viele Vorhaben, hundert Hoffnungen und schon tausend Abneigungen. Ich hatte Lust, Griechisch zu lernen. Ich bedauerte, kein Pirat zu sein. Ich wurde von der Verlockung heimgesucht, einen Renegaten, einen Maultiertreiber oder einen Kamaldulenser aus mir zu machen. Ich wollte aus mir heraus, aus meinem Ich heraus, irgendwo und überall hinfahren und den Rauch meines Kamins und die Blätter meiner Akazie mitnehmen.

Schließlich stieß ich einen langen Seufzer aus und setzte mich wieder an den Tisch. Ich verschloß die Bögen aus weißem Papier und versiegelte sie vierfach; darauf vermerkte ich das Datum vom Tage und außerdem: »Papier, das für meine nächste Reise bestimmt ist«, gefolgt von einem großen Fragezeichen; ich drängte das alles in meine Schublade und verschloß sie.

Ruhe in Frieden unter deinem Umschlag, armes, weißes Papier, du, welches den Überschwang der Begeisterung und die Freudenschreie der freien Phantasie in sich bergen sollte. Zu klein war dein Format und zu zart deine Farbe. Eines Tages werden meine älter gewordenen Hände deine verstaubten Siegel aufbrechen. Was werde ich dann wohl auf dir niederschreiben?

II

Das war vor zehn Jahren. Heute befinde ich mich auf dem Nil, und soeben sind wir an Memphis vorübergefahren.

Wir haben das alte Kairo bei günstigem Nordwind verlassen. Unsere beiden Segel, deren Spitzen sich kreuzten, waren in ihrer ganzen Weite aufgebläht, seitlich geneigt glitt die Canja dahin, ihr Kiel durchfurchte das Wasser. Jetzt kann ich hören, wie sie sanfter dahintreibt. Vorn hockte auf Türkenart unser Reis Ibrahim, blickte geradeaus und rief von Zeit zu Zeit, ohne sich dabei umzuwenden, den Matrosen Manövrieranweisungen zu. Der zweite Mann stand auf dem Achterdeckaufbau, welcher das Dach unserer Kabine bildet; er hielt das Ruder und rauchte dabei seine lange Pfeife aus schwarzem Holz. Die Sonne schien mächtig, der Himmel war blau. Durch unsere Feldstecher konnten wir hier und da am Ufer Reiher und Störche sehen.

Das Nilwasser ist ganz gelb, es befördert viel Grund; mir kommt es vor, als sei es müde von all den Ländern, die es durchquert hat, und als murmelte es immerfort die eintönige Klage von irgendeiner Reisemüdigkeit. Wenn Niger und Nil nur ein und derselbe Strom sind, woher kommen dann all diese Massen? Was haben sie gesehen? Dieser Strom hier läßt ganz wie der Ozean die Gedanken in geradezu unermeßliche Fernen schweifen; dem muß dann noch das ewige Träumen der Kleopatra und, als ein großer Abglanz der Sonne, die goldene Pharaonensonne hinzugefügt werden. Mit dem Einbruch der Dämmerung ist der Himmel rechts ganz rot und links ganz rosa geworden. Die Pyramiden von Sakkâra hoben sich grau vor dem karminroten Hintergrund am Horizont ab. Ein Glühen lag über dieser ganzen Seite des Himmels, es tauchte ihn in goldenes Licht. Am anderen Ufer, links, eine rosa Tönung, die dem Erdboden zu, intensiver wurde. Das Rosa wurde in zunehmender Höhe blasser, dann gelb und grünlich; das Grün verblaßte und ging nach einem kaum wahrnehmbaren Weiß in ein Blau über, das sich über unseren Köpfen wölbte, wo die zwei großen Farben (brüsk) ineinander übergingen.

Tanz der Matrosen. – Joseph an seinen Kochtöpfen. – Zur Seite geneigtes Boot. – Der Nil inmitten der Landschaft. – Wir befinden uns im Mittelpunkt. – Die Palmbüschel unterhalb der Pyramide von Sakkâra sehen wie Brennesseln am Fuße von Gräbern aus.

III

Irgendwo dahinten, an einem ruhigeren, nicht so antiken Fluß, habe ich ein weißes Haus, dessen Blendläden geschlossen sind, jetzt wo ich nicht dort bin. Im kalten

Nebel zittern Pappeln ohne Laub, und die Eisstücke, die der Fluß befördert, stoßen sich an den hart gewordenen Ufern. Die Kühe sind im Stall, die Matten über den Spalieren, langsam steigt der Rauch vom Haus zum grauen Himmel empor.

Ich habe die lange, von Linden gesäumte Louis-XIV-Terrasse weit hinter mir gelassen, über die ich sommers im weißen Hausrock spazierengehe. In sechs Wochen wird man sie schon sprießen sehen. Dann wird jeder Zweig rote Knospen haben, und später kommen die gelben, grünen, roten, irisfarbenen Primeln hinzu. Sie übersäen den Rasen der Höfe. Ach, Primelchen, meine Kleinen, vergeudet nur eure Samen nicht, damit ich euch im nächsten Frühjahr wiedersehen kann!

Ich habe die große, mit Rosen überzogene Mauer und den Pavillon am Wasser hinter mir gelassen. Ein Geißblattbüschel wächst draußen auf dem Eisenbalkon. Im Juli, um ein Uhr nachts im Mondlicht, kommt man gern dorthin, dem Angeln der Calujoten zuzusehen.

Zu erzählen, was man im Moment des Aufbruchs empfindet, wie einem das Herz bricht, wenn man sich plötzlich von den innigsten Gewohnheiten trennen muß, würde zu weit führen, ich überspringe das alles.

Der gute Pradier war zum Postkutschenhof gekommen, um uns Lebewohl zu sagen. Daß zu Beginn dieser Reise in die Antike der Antikste unter den Modernen herbeigelaufen kam, um uns zu umarmen, mußte Glück bedeuten. Er kam auf uns zu und sagte: »Famos, famos! Wissen Sie, was ich heute morgen auf dem Barometer gesehen habe? Unveränderlich schön! Das ist ein gutes Zeichen, ich bin abergläubisch, das hat mich gefreut.«

Wir sind losgefahren, die Postkutsche rollte unter dem Lärm der Pferdehufe, Fensterscheiben und alten Eisenteile über die Quais. Das Wetter war trocken, der Himmel

klar, Wind wehte. – Zwischen uns beiden im Coupé saß schweigend eine etwa fünfzigjährige Dame, das Gesicht unter Schleiern vermummt, den Körper in einen pelzgefütterten Seidenmantel gewickelt. Eine junge Frau und ein Herr hatten sie bis zum Amt gebracht. Als wir am Meilenstein der Rue Saint-Honoré abbogen, weinte sie. Sie fuhr ins Burgund und sollte abends oder in der Nacht da sein. Ihre Reise endete in ein paar Stunden, und sie weinte! Ich aber weinte nicht, der ich viel weiter fuhr und bestimmt viel mehr hinter mir zurückließ. Was hat mich an ihr indigniert? Warum hatte ich Mitleid mit ihr? Warum hatte ich Lust, diese brave Frau zu beschimpfen? Wäre denn nur immer die eigene Freude die einzig berechtigte, die eigene Liebe die einzig wahre, nur immer der eigene Schmerz eines Mitgefühls wert?

Bei Fontainebleau flogen ein paar Funken von der Lokomotive herüber, einer war ins Coupé geraten und versengte in aller Ruhe meinen Paletot, da wurde ich plötzlich von schrillen Schreckensschreien aufgeweckt, die von unterhalb des Hutes meiner Nachbarin kamen; sie glaubte uns alle schon bei lebendigem Leibe verbrannt, wie in Meudon, und gab die Schuld unseren Zigarren, obwohl wir doch höflicherweise auf sie verzichtet hatten. Als sie bei Einbruch der Nacht vor Kälte zitterte, habe ich meinen Gehpelz über ihre Knie gelegt. Kurze Zeit später mußte sie sich durch den Kutschenschlag hindurch übergeben, den wir um des lieben Friedens willen geöffnet lassen mußten.

Ich bin dann auf das Verdeck gestiegen. Da es kalt war, hatten wir die Fensterklappe heruntergelassen. Rauchend überließ ich mich dem Rhythmus der Eisenbahn, die uns über die Schienen davontrug. Einem Schiff ähnlich schaukelte vor uns auf dem Ladewaggon eine Postkutsche; Steinkohlefunken sausten rechts und links der

Strecke vorüber. Wir kamen an Dörfern und Hügeln vorbei, die von der Trasse senkrecht durchschnitten wurden, oder auch durch kleine Weinfelder, deren Rebenpfähle wie in den Boden gerammte Stecknadeln aussahen.

Rechts von mir saß ein dünner Herr mit weißem Hut; links zwei Postkutscher, die ihre blauen Kittel über die Jacken gestreift hatten. Der eine, der von Pocken gezeichnet war und einen dicken, schwarzen »Mazagran«-Bart trug, war unser Kutscher. Sein Gefährte, ein dicker Bursche mit fröhlicher Miene, hatte vor ein paar Tagen seine Entlassung eingereicht und begab sich jetzt nach Lyon, um eine Vergnügungsreise zu machen und sich der Jagd hinzugeben. Welch Gemisch an heiteren Vorstellungen einem doch beim Anblick eines Kutschers durch den Kopf geht! Finden Sie nicht auch dabei so wie ich die geliebte Erinnerung an ausgelassene Ferienfreuden wieder, an das Umherschweifen, wenn man siebzehn ist, das Träumen unter freiem Himmel, dazu fünf Pferde, die über eine schöne Landstraße vor einem hergaloppieren, und Landschaften am Horizont, den Duft von Heu, den Wind auf der Stirn und die ungezwungenen Gespräche, lautes Lachen, die endlosen Pfeifen, die man wieder und wieder stopft und anzündet, all das, was das Trinken unter Kumpanen so mit sich bringt, ganz zu schweigen von den geheimnisvollen Körben, die am Neujahrstag morgens gegen zehn, während man noch beim Frühstück im geheizten Eßzimmer sitzt, unerwartet hereinschneien?

Haben Sie nie diesen geduldigen Mann, der immer antwortete, mit Fragen über die Länge des Weges bombardiert? Gibt es nicht irgendwo in Ihrem Gedächtnis die noch bewegte Erinnerung an irgendeine Steigung, zu deren Füßen sich ein erträumtes Land ausbreitete?

Haben Sie je in einem Postkutschenhof zwischen einem schreibenden Kommis und einem Träger, der Ballen zu-

rechtlegte, voller Ungeduld mit den Füßen gestampft? Haben Sie je traurigen Auges den Mann mit der Mütze beneidet, der nach allen anderen auf die schwere Maschine sprang, deren Fahrt Sie dann mit dem Blick verfolgten, bis sie um alle Straßenecken gebogen war?

V

Ich erinnere mich, daß es in der ersten Nacht eine Steigung hinaufging. Das war inmitten von Wäldern. Stellenweise fiel Mondlicht auf die Straße. Links muß ein großes Tal gewesen sein.

Die Laterne unter dem Sitz des Postillions beleuchtete die Kruppen der zwei vorderen Pferde. Meine Nachbarin war eingeschlafen und schnarchte mit offenem Mund an meiner Schulter. Wir redeten nicht; wir rollten dahin.

Abends gegen zehn Uhr machten wir in Nangis-le-Franc halt, um zu essen; die Männer saßen in der Küche um den großen Kamin herum und rauchten; Handlungsreisende schwätzten für sich allein. Einer von ihnen behauptete, einen anderen wiederzuerkennen, was dieser abstritt. Dennoch wollte er ihn bei Goyer in Clermont gesehen haben. Das sei wohl schon gute achtzehn Jahre her, und jener habe sogar Krach geschlagen, weil man ihm ein zu kurzes Bett gegeben habe. – »Oh je! Sie waren vielleicht wütend. – Doch, gewiß, Sie haben ganz schön krakeelt.« – »Vielleicht, Monsieur, ich bestreite das nicht, möglich, aber mir fehlt jede Erinnerung daran!«